

Zeitzeugengespräch im Rathaus am 08.01.2013

"Als Soldat im Krieg"

Referent: Rainer Bertheau

Rainer Bertheau folgte der Bitte von Frau Snurawa, im Januar 2013 über obiges Thema zu sprechen. Im Herbst hatte er begonnen, darüber nachzudenken und an der eigenen Vergangenheit zu „kratzen“.

70 Jahre liegen zwischen damals & heute. Literatur, Ortsnamen, Gebietsnamen, Internet etc. halfen ihm, sich zu erinnern. Längst Vergessenes kam zurück und wäre vielleicht besser verschüttet geblieben...

Zur Sache:

1942 waren tägliche Verdunklung und Lebensmittelkarten schon lange aktuell. Rainer Bertheau hatte seine Maschinenschlosserlehre mit einer Notgesellenprüfung abgeschlossen. Er kam nicht zum Arbeitsdienst, sondern es folgte die Einberufung: 14.0kt.1942 Ersatz-Bat. Inf. Rgt.11 in Leipzig.

Nach der Grundausbildung hatte er Glück, **nicht** mit allen anderen nach Russland zu kommen, sondern 20 Leute kamen für zwei Monate zu einem Waffenlehrgang für neue Waffen nach Leipzig. Ab März 1943 ging es dann zum Russlandeinsatz, aber im Mittelabschnitt. Sie wurden auf alle Kompanien verteilt, aber die neuen Waffen hat er nie kennengelernt.

Im Februar 43 – Stalingrad – „eine ganze Armee war vor die Hunde gegangen!“ Aber es war für ihn und seine Kameraden weit weg, „für uns damals eine verlorene Schlacht, mehr nicht.“ Die Kapitulation des Afrika-Korps im Juni ging am Bewusstsein genauso vorbei. Der Krieg war nach drei Jahren (seit 1939) inzwischen Normalzustand.

In Russland war er als Infanterist. Er erinnert sich vor allem an: Dreck, Schlamm, Wasser, Kälte, Schnee, Eis, dann wieder Hitze, Trockenheit, Durst **und immer Angst** – Angst vor den Russen, Angst vor dem Alleinsein, dem Verlust der Truppe, Angst vor Verwundung und Tod.

„Ich erinnere mich nicht an Hunger, aber an Durst – im Sommer war es sehr heiß. Tagsüber durften wir uns nicht bewegen, mussten in Deckung bleiben – viele wurden bei der Verrichtung der Notdurft erschossen. Und der Dreck, manchmal konnten wir uns acht Wochen nicht waschen oder Wäsche wechseln. Es war erstaunlich: Wir haben uns letztlich an alles gewöhnt, nur nicht an die Läuse. Das Ungeziefer fand ich grässlich!

Damals gab es immer nur Rückzuggefechte – planmäßige und chaotische. Letztere waren verlustreich – furchtbare Einzelschicksale kommen mir in Erinnerung. Ich habe Verwundete geschleppt und Tote liegen gelassen, nur die Erkennungsmarken gebrochen...

Trotzdem erlebte ich manchmal Schönes, wenn auch selten: Die Ablösung und Ruhe in der Etappe. Nach gründlicher Entlausung und Waschen neues Zeug anzuziehen, etc. – ein unvergessliches Erleben. Eine Woche läusefrei – das waren Sternstunden. Oder nach dem Rückzug in eine vorbereitete Auffangstellung mit Bunkern zu kommen, also Schlafen unter Dach! Einmal habe ich auch eine Landschaft bewusst wahrgenommen, das war auch eine Sternstunde – das wollte ich mir merken.“

Im November 1943 wurde er verwundet und hat dadurch keinen Winter in Russland erleben müssen. Später kam er an die Westfront mit dem Ende in amerikanischer Kriegsgefangenschaft.

Wortmeldungen von Teilnehmern des Treffens:

Frau W.:

Während meiner Zeit im Arbeitsdienst mussten wir täglich auf einer Landkarte die Frontbegradigungen nachvollziehen.

Herr B.:

1943 erlebte ich geplante Rückzüge, sogenannte Frontbegradigungen, dabei kamen wir in ausgebaute MG-Stellungen. Aber wenn wir Frontbegradigungen unter Angriff der Russen durchführen mussten, das war schrecklich, so unter Beschuss...

Im Dezember 1943 kam ich verletzt in ein Lazarett in Naumburg an der Saale.

Trotzdem erlebten wir die Kameradschaft an der Front als Familie:

→ Einer kam einmal aus dem Urlaub von zu Hause zurück und sagte: „Lieber sitze ich hier an der Front als zu Hause im Keller bei einem Bombenangriff.“

→ Ein Anderer kommt eher aus dem Urlaub zurück, weil zu Hause seine Frau und seine gesamte Familie tot waren.

Mein Einsatz endete mit einer Gehirnerschütterung in amerikanischer Gefangenschaft.

Frau W.:

Mein Mann kam als 18Jähriger in Italien in amerikanische Gefangenschaft. Auf einem Frachter wurde er zusammen mit anderen Kriegsgefangenen nach Amerika verschifft. Dort wurden sie mit Steinwürfen „empfangen“. Zu Zuckerrohrpflanzungen wurden sie auf die

Felder gebracht. Sie durften aber nicht zusammen mit Negern, wie sie damals genannt wurden, auf einem LKW transportiert werden. Damit wurde er lange nicht fertig, dass selbst Kriegsgefangene noch über Negern standen. In einem Brief an seine Mutter schrieb er darüber. Diesen Brief hat seine Mutter bis zu ihrem Tod in ihrer Handtasche aufbewahrt. Wir haben ihn erst nach ihrem Tod gefunden. Nach drei Jahren in Amerika kam mein späterer Mann nach Frankreich in die zweite Gefangenschaft.

Frau L.:

Als mein Vater aus dem Krieg zurückkam, habe ich ihn gefragt, was er gemacht hat. Aber er hat nicht darüber gesprochen. Meine Mutter wollte nicht, dass er darüber spricht. So habe ich selbst nichts von ihm erfahren. Das verstehe ich bis heute nicht. Es passt vieles nicht zusammen.

Herr Br.:

Mein Vater hat auch nicht darüber gesprochen. Ich habe nur später ein paar Bilder gefunden, aber nicht von Kampfhandlungen, sondern vom Alltag.

Frau W.:

Mein Vater hat viel über Russland erzählt. Er erzählte auch von alten Frauen in Russland, die schöne Stimmen hatten. Bei der Verabschiedung eines Hauptmanns an der Front, schickte der ihn mit einem Auftrag in ein Lazarett. So blieb er verschont von Stalingrad. Der Hauptmann hatte ihn wiedererkannt, sie kannten sich aus der Studentenverbindung.

Herr B.:

Meine Erinnerungen waren verschüttet.

Frau G.:

Wie ging es Ihnen, als Sie zum wiederholten Male an die Front kamen?

Herr B.:

Wir hatten damals keine Zweifel und haben nichts hinterfragt. Das „Hinterfragen“ haben wir erst nach dem Krieg kennengelernt. Man hat einfach „gemacht“.
„Stalingrad – kann ja mal passieren“ dachten wir.
Nachdenken setzte erst ein, als wir wieder in Deutschland standen und versuchten, die Amerikaner zurückzuschlagen. → “Sind wir vielleicht am Ende?”
Aber wer sich als Kriegsgegner bekannt hätte, wäre sofort ein toter Mann gewesen.

Herr G.:

Ich hätte gerne erzählt, aber keiner wollte es hören. Die Erwartung der „68er“ war: Sie wollten Gräuel hören, von erschossenen Geiseln, so als ob die Wehrmacht mit Verbrechen beschäftigt war. Meine Erzählungen waren für sie unglaubwürdig.

Herr B.:

Ich habe geschossen, wenn ich Angst hatte – und ich hatte verdammt viel Angst.

Herr Dr. K.:

In den letzten Monaten habe ich die Tagebücher meines Vaters gelesen.

Er hat nur die ersten 6 Monate erlebt; dann ist er gefallen. Er fand diese Zeit beim Militär durchaus lebenswert. Zumeist war er in der Ukraine; als Offiziere haben sie auch in Häusern der Einheimischen gelebt, zusammen mit denen.

Die Soldaten, die damals als erste über die Grenze marschiert sind, waren der Überzeugung, dass sie einem russischen Überfall nur kurz zuvor gekommen seien. Deshalb Sätze wie: „Freut Euch, sonst stünden die bei Euch.“ Nicht nur die vielen Sowjet-Soldaten direkt hinter der Grenze, sondern auch das Fehlen üblicher Sperren (Drahtverhaue waren abgebaut, Panzersperren zugeschüttet) führten zu dieser Einschätzung, die nach dem Krieg von Verwundeten in den Lazaretten meiner Heimatstadt bestätigt wurde.

Herr M.:

Ich war in Norwegen in Gefangenschaft gekommen und kam zum Verhör nach England. Und da wurde ich plötzlich angesprochen: „Is goot min Jung!“...

Aufgezeichnet:	Maritta Henke	12.03.2013
Ergänzt:	Maritta Henke	02.04.2013